



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

18. Jahrgang.

Blumenau im November 1925.

Nr. 11.

Begrabe deine Toten
Tief in dein Herz hinein;
So werden sie dein Leben
Lebend'ge Tote sein.

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durch's Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In andrer Herz hinein;
So wirst du, und bist du ein Vater,
Ein immer Lebender sein.

(Karl Siebel.)

Zum Totensonntag.

Ev. Johannes 14, 19. Ich lebe, und ihr sollt auch leben!

Am 22. November haben wir den letzten Sonntag unseres Kirchenjahres. Dieser Tag ist dem Gedächtnis unserer Verstorbenen gewidmet. Sei's im Geist, sei's in der Tat, an diesem Sonntage wandern wir hinaus auf die Friedhöfe zu den Gräbern unserer Lieben und schmücken ihre Ruhestätte mit dem Grün des Lebens, den Ort ihrer Verweifung mit Blumen und Blüten. Mit stiller Wehmuth lassen wir unsern Blick schwiesen über den Kreis unserer Verwandten und Bekannten und sehen sie, die noch vor kurzer Zeit in unserer Mitte waren und nun nicht mehr bei uns sind, sondern da unten den Todesschlaf schlummern. Vergangenheit und Gegenwart vereinigen sich uns zu einem Bilde und es ist uns so, als hätte sich auf einmal ungeahnt eine Himmelstür aufgetan und Ewigkeitsluft striche über die Gräber und umwege unsere Herzen. Heilige Weihe erfüllt den Gottesacker, daß wir uns wie Moses gemahnt fühlen: „Ziehe deine Schuhe aus, denn das Land, darauf du stehst, ist heiliges Land“, daß wir wie Jakob bekennen möchten: „Hier ist nicht anders denn Gottes Ort und hier ist die Pforte des Himmels!“ Und die Verstorbenen alle, die wir in ihrem Leben gekannt und geliebt haben, sie scheinen uns zu umgeben und wieder unser zu sein, wie in den Tagen ihres Erdenwollens. Wir merken es: wir gehören zu ihnen, wir kommen einst zu ihnen; wir gehören zu ihnen mit unserer Sehnsucht, mit unserer Hoffnung und mit unserer Liebe. Wir erkennen in dieser Stunde mehr denn sonst: Wir sind Kinder der Ewigkeit und tragen in unserer Seele das Verlangen nach einer bessern Welt. Und Ewigkeitshoffnung und Himmelssehnsucht geben in solchen Weihesunden unserer Seele Flügel, daß sie sich einmal losreißt von allem Irdischen und Vergänglichen, und ihr Verlangen nach oben befremdend und betend laut werden läßt: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir! Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir; weit über Berg und Tale, weit über blisches Feld schwingt es sich über alle und eilt aus dieser Welt“. Ein Land seiner Sehnsucht ist dem gläubigen Christen die obere Welt, da Freude und

lieblich Wesen ihn erwartet vor dem Angesichte Gottes. Und über Trübsal und Leid, Trennungsschmerz und Abschiednehmen haucht der Glaube und ruft anbetend: „Wie wird's sein, wie wird's sein, wenn ich zieh in Salem ein, in die Stadt der goldenen Gassen! Herr mein Gott, ich kann's nicht fassen, was das wird für Freude sein!“ So reift uns der Totensonntag, wenn wir ihn recht feiern, zu der schönsten Christenhoffnung empor, die unsren Schmerz hindert und unsere Tränen trocknet. Und dieses alles ist nicht vielleicht nur Sinnestäuschung oder Selbstbetrug, oder nur eine Stimmung, die am Totensonntag über uns kommt, nein: Jesus Christus, der Fürst des Lebens, er mit seiner ewiggleitenden Verheizung: „Ich lebe und ihr sollt auch leben“, ist es, darauf unser Ewigkeitsglaube ruht. Noch ehe für ihn der Karfreitag kam, hat er den Stein, Ostern verheizt; noch ehe ihn die Schatten des Grabs deckten, hat er ihnen Gewissheit des ewigen Lebens gegeben. Diese Gewissheit war es, die die Jünger immer wieder stark machte, zum Leiden und Dulden, zum Leben und Sterben, — für ihn. So will auch uns der Totensonntag daran gemahnen, hier zu leben in ihm, auf daß wir einst nach seiner Verheizung ewig leben mit ihm. Ach, welch ein Trost liegt darin, zu wissen, daß unser Leid in Freude, unser Elend in Herrlichkeit, unsere Hoffnung in ewige Erfüllung verwandelt werden wird durch ihn in seiner Herrlichkeit. Welch ein Trost zu wissen: „Was hier frant, leuftzt und fleht, wird dort frisch und herrlich gehen.“ Ich lebe, und ihr sollt auch leben! Die uns voran gegangen sind, und wir, die wir ihnen einst folgen, wir haben alle nur das eine Ziel: das ewige Leben. Das will der Totensonntag sein: Den Toten — ein Tag ihres Gedächtnisses, den Lebenden — ein Tag neuer Antriebe, zu suchen das droben ist.

Zeit und Ewigkeit.

„Ich habe keine Zeit“, sagte Frau Autrum und schob ihren kleinen Jungen beiseite. Ja, sie hatte wirklich keine Zeit, denn sie und ihr Mann waren fest entschlossen, vorwärts zu kommen, möglichst viel zu verdienen und dabei eine tadellos blitzblaue Wohnung den staunenden Augen der Besucher zu zeigen. Heute stand Frau Autrum am Waschsaal. Die Sonne ist bald heraus aus dem Garten und da muß das Zeug doch möglichst schnell auf die Leine. Karli sah enttäuscht auf die Mutter und große Tränen sammelten sich in seinen Augen. Es war doch sein allerschönstes Geburtstagspferd, was plötzlich den Kopf verloren hatte, diesen Kopf, der so wunderschön nüden konnte. „Mein Purrr-Hölle is kaput“, sagte er mit weinerlicher Stimme.

„So — na! Dann geh man hin und spiel' mit was anderem. Hier kann ich dich nicht gebrauchen. Warum mußt du auch alles kaput machen, du Ungeschick du?“ Sie meinte es nicht böse, sie hatte nur wirklich keine Zeit, und leise schluchzend trollte Karli davon und setzte sich auf die Schwelle der Haustür. Womit soll man denn spielen, wenn das Allerschönste „kaput“ ist?

Da kam Otto Grauberg um die Ecke. Er sah sehr fröhlich aus und pfiff ein Lied. „Natürlich ein frommes“, dachte Frau Autrum und griff mächtig in ihr Waschfaß hinein. Es ärgerte sie, daß es ein frommes Lied war, und sie war doch eigentlich sehr für Frömmigkeit, wenn man nur mehr Zeit hätte für „so was“. Abends mußte ihr Karli auch immer beten, morgens war keine Zeit dazu — natürlich nicht.

Otto hatte unterdessen Karlis Leid erfaßt, und zwar mit so ernster Teilnahme, daß Karli darüber die Sache schon weniger schlimm fand, besonders da Otto fest behauptete, sein Vater könne das wieder ganz machen. „Vater und der liebe Heiland, die könnten immer alles.“

„Hat er denn auch Zeit?“ fragte Karli ängstlich.

„O natürlich,“ prahlte Otto, „Vater hat immer Zeit, wenn ich ihn was bitte.“

Von Schuster Grauberg behaupteten die Menschen, daß der immer „weit weg“ war mit seinen Gedanken. Der lebt schon „ganz da oben“.

Wenn Grauberg das hörte, dann lächelte er und meinte: „Da bin ich ja auch zu Hause“. Dabei saß er sehr fest auf seinem Schusterschmal, denn die Menschen fanden, daß niemand so gut und billig arbeitete wie er, und darum hatt er viel Arbeit, und doch, wie sein kleiner Sohn behauptete, „immer Zeit“.

„Der Grauberg ist ein Narr, der bringt's zu nichts,“ sagte Schlosser Autrum zu seiner Frau. Er war stolz auf seinen Dienst im letzten Monat. Er behauptete leicht von seinen Mitmenschen, daß sie Narren waren; so war auch der reiche Pferdehändler sicher einer. Dem hatte er ein kunstvolles Gitter gemacht, wiewohl sehr schön, und heute hatte der Mann ihm mit Worten der Anerkennung seine unsinnig hohe Rechnung bezahlt und nicht gemerkt, wie sehr er ihn übertrouerte. So etwas würde der Grauberg nie tun. Zu hohe Rechnungen gingen ihm gegen das siebente Gebot. „Der Narr“, sage Autrum noch einmal mit giftigem Nachdruck. Es war etwas in ihm, was ihn wurrte, und dabei sang ihm seines längst verstorbenen Vaters Stimme im Ohr: „Junge, du bist ein Streber! Halte Herz und Hände rein und lasse dir Zeit für deinen Gott!“ Autrum hatte aber keine Zeit, dem nachzudenken. Er mußte notwendig noch mehr Rechnungen schreiben. „Es eilt damit, sonst verliert man Zinsen“, murmelte er und machte sich nicht klar, daß das so viel bedeutet wie: „Schweig still, lieber Herr Gott“ und für alles Erinnern habe ich keine Zeit.

Karlis Pferd hatte wieder einen Kopf und er dachte es sich sehr hübsch, einen Vater und einen Heiland zu haben, die immer Zeit für einen haben. Er saß oft mit Otto in der Schusterwerkstatt und lernte die Heilandslieder singen. Er hätte sie gern Vater und Mutter vorgesungen, aber sie hatten ja keine Zeit, so sang er sie für sich allein. Manchmal rief die Mutter: „Junge, hör' doch auf mit dem Gegröhre“, dann schwieg er und fühlte sich enttäuscht. Die Heilandslieder waren doch so schön.

Eines Tages kam Herr Autrum früher als sonst nach Hause. Er hatte sich am Finger der rechten Hand verletzt und die Hand schwoll an und der Arm, und „mir ist so hundeschlecht; aber ich habe keine Zeit, ich muß...“ O was mußte er alles. Tiebrige Gedanken jagten durch sein Hirn. Nun mußte die Frau Zeit haben, zum Doktor zu laufen und ihrem Mann Handrechnung zu tun. Das Bübchen aber saß und spielte und sang dazu:

Ewigkeit, in die Zeit
Leuchte hell hinein,
Däß uns werde klein das Kleine
Und das Große groß erscheine.

Er verstand ja nicht, was er sang, aber er hatte das Lied so oft bei Vater Grauberg gehört, wie er's mit zitternder Stimme sang, und seine Augen hatten dazu jenen Freudenglanz gehabt, den Karli so gern sah und darum wohl war ihm das Lied im Herzen geblieben.

„Hör' auf, Junge!“ stöhnte der Vater. Erschrocken schwieg das Kind und im Zimmer ward es totensil. Durch Autrums fiebriges Hirn aber klangen die zwei Worte „Zeit und Ewigkeit“ ohne Aufhören. Fast sehnte er sich, sie wieder mit dem hellen Ton seines Kindes zu hören, denn was er hörte, war die tiefe Stimme des Vaters: „Wer keine Zeit hat, der hat auch keine Ewigkeit“. O es kam so schnell — die Blutvergiftung. Ihm war, als hörte er Totenglocken läuten und als riefen sie alle dasselbe mit ehemalem Ton „Ewigkeit — Ewigkeit“

Da kam der Doktor. Er machte ein sehr ernstes Gesicht: „Blutvergiftung — schnelle Ampulation.“

„Ein Krüppel!“ schluchzte Frau Autrum. O das ging doch nicht. Sie wollten doch vorwärtskommen. Dem Vorwärtskommen hatten sie alle Zeit und Kraft geopfert, und nun? — „Was soll nun aus uns werden?“

Der Doktor zuckte ungeduldig die Achseln. „Es ist keine Zeit zu verlieren“, sagte er mit harter Stimme. Ihm misfiel die schluchzende Frau. Jetzt lief sie davon, einen Wagen zu holen.

Autrum hatte kein Wort gesagt, jetzt rief er seinen Jungen: „Karl, sag' mir das Lied von der Ewigkeit.“ Erschrocken blieb das Kind auf den so veränderten Vater. Aber dann sagte er sein Verslein ganz tapfer her und dann kam auch schon der Wagen, der den Vater fortrholen sollte.

Die Operation war überstanden — aber wird das Leben erhalten bleiben? Nein! Autrum, der Streber, der keine Zeit gehabt hatte für die Ewigkeit, er war ein Sterbender. An seinem Bett saß der alte Grauberg, den er einen „Narr“ geheißen, weil er seinen Schatz und sein Herz droben hatte. Nun hatte er ihm eben aus der Bibel vorgelesen, und zwar die Geschichte von dem Mann, der sich Erdenschäze gesammelt hat und Gott sprach über ihn das Urteil: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern und wissen wird sein, was du bereitet hast?“ Da kam Frau Autrum herein. Sie brachte eine Tüte mit ihres Mannes Lieblingsküchen und Karli hielt sie an der anderen Hand. Autrum warf einen verzweifelten Blick auf seinen Vorleser. „Ich bin der Narr. O du dumme, dumme Ewigkeit!“ schrie er. „O hätte ich auf meinen Vater gehört. Wer keine Zeit hat, der hat keine Ewigkeit. Karli, habe immer Zeit für deinen Gott.“

Das war das letzte Wort, das Karli von seinem Vater hörte.

Grauberg kniete neben dem Sterbenden und rief Gottes Gnade und Jesu Blut an, und während er betete, zog etwas über das wachsbleiche Gesicht. Was war es? War es Morgenröte der Ewigkeit? Hatte Autrum, dem Schächer gleich, die Gnade erfaßt? Die Ewigkeit wird erst ganz offenbaren, was die Gnade vermag.

In all der hastenden, jagenden Zeit,
O Mensch, gedenke der Ewigkeit!

Es ist alles wertloser Erdenschein,
Und was ich brauche, ist: Jesus allein!

M. v. O.

Guter Rat eines Sterbenden.

Bor einige Wochen starb im Norden unseres Vaterlandes ein biederer Landwirt, der so manches Mal in den trüben Stunden seines Erdensebens Gelegenheit hatte, den Wert und die Kraft ganzen Gottvertrauens zu erproben. Besonders auf seinem letzten schweren Schmerzenslager durfte er immer wieder den reichen Trost seines schlichten Christenglaubens spüren. Als er sein Ende nahe fühlte, rief er die Hauslehrerin seiner beiden Enkelkinder zu sich und bat sie mit tiefer innerer Bewegung, doch nur nicht über allen fremden Sprachen und gelehrteten Büchern den Religionsunterricht zu vernachlässigen. „Lehren Sie die Kinder vor allem das, was mir noch jetzt mein einziger Halt im Leben und im Sterben ist, den kleinen Katechismus, die Kernsprüche der Bibel und die schönen Lieder aus dem Gesangbuch. Alles andere habe ich wieder vergessen, aber die Sprüche und Verse, die ich einst bei meinem alten Lehrer gelernt habe, weiß ich noch heute und bete sie immer wieder, wenn ich allein bin. Das ist die Kraft meines Lebens. Sorgen Sie dafür, daß unsere Kinder in dieser Beziehung auch so reich werden, wie ihr Großvater.“

Wer diesen Rat befolgt, lernt fürs Leben und nicht nur für die Schule.

(„Das Christl. Haus“.)

Deutscher Brief.

Von Pfarrer Goosmann, Berlin-Charlottenburg.

Vom Schriftleiter des Christenboten bin ich aufgefordert, über Stockholm zu schreiben. Das tue ich mit ganz besonderer Freude, um so das Band fester zu knüpfen, das mich mit all den lieben Menschen der Gemeinde Badenfurt und Blumenau verbindet. Stockholm ist nun vorüber und die Wirkungen dieses Weltkongils werden — das sei unser tägliches Gebet zu Gott — nicht ausbleiben. 1600 Jahre sind vergangen seit dem Konzil von Nicäa, das am 20. Mai 325 feierlich in Se-

genwart des Kaisers Konstantin eröffnet wurde. Die Aufgabe und Wirkung dieses Konzils war, eine absolute Lehre als lekerisch zu verurteilen, die Anhänger dieser Lehre aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen und zum Schluss klar zu formulieren: Welches Glaubensbekenntnis ist neutestamentlich-apostolisch. Wer allerdings wie Goethe den ganzen Verlauf der Kirchengeschichte nur als einen großen Mistmasch von Irrtum ansieht, der wird wohl nicht die Glaubensstreitigkeiten des 3. und 4. Jahrhunderts mitsührend nacherleben. Es ging Männern wie Athanasius und Cyprian wirklich um die göttliche Wahrheit; hinter all den Glaubensstreitigkeiten standen die Kämpfer für die reine Lehre mit ihrem ganzen Herzen. Sie haben vor einer Verbindung von Christentum und neu-platonisch-gnostischer Philosophie gewarnt. Doch Stockholm hat eine andere Sendung. Soll die christliche Kirche es weiter mit anzusehen, wie Wirtschaft und Industrie immer mit dem Anspruch auf Eigengesetzlichkeit sich ihrem Einfluss entziehen? Soll sie ruhig dabei bleiben, wenn mit der Masse der Menschlichkeit ein ganzes Volk zu Tode gemartert wird? Sollen wir in Deutschland erst die Liebe zum Vaterland begraben, um dann dem „Völkerbund“ einverlebt zu werden? Schreit nicht die Qual der gemarterten Minderheiten zum Himmel? Wollen wir es weiter mit anzusehen, daß unwürdige Wohnungsverhältnisse die sittliche Not bis ins Ungemessene steigern. Gibt es unter Menschen, die sich noch Christen nennen, nichts gemeinsam Verbindendes mehr und seien sie Arbeitgeber und Arbeitnehmer? Fragen christlich-sittlicher Art für Familien- und Volksgemeinschaft wollte Stockholm stellen, das war seine Aufgabe. Sie lösen, das ist der uns von diesem Konzil, wie wir hoffen, wieder klar gewordene Weg. Dass hier mit aller Offenheit und Deutlichkeit gerade auch von deutscher Seite das ausgesprochen wurde, was uns auf der Seele brennt, Kriegsschuldlüge, Völkerbund, bleibt ein Lichtstrahl für die Zukunft. Hier kamen einmal alle christlichen Kirchen der Welt — außer der römisch-katholischen — zusammen und ließen klar und deutlich ihre Stimme erschallen zu den Nöten und der Finsternis unserer Zeit. Das blieb uns Erquidung und Stärkung: Der Herr der Kirche ist bei uns auf dem Plan. Joh. 17 bleibt ewig-gültige Verheißung. Habt ihr sie gehört, all die Stimmen der Lüge und Gemeinheit, die, nachdem sie alles Große vom Thron gestürzt hatten, nun auch das Gewissen der Welt — die christliche Kirche morden wollten. Allen Feinden juri Troß sei es gefragt: Ihr könnt nicht mehr handeln wie ihr wollt. Das christliche Gewissen regt sich und wird euch anklagen. Stockholm ist nur ein Anfang, aber daß doch so viel Gemeinsames die Christenheit verbindet, bleibt unjere tiefe, innere Freude —

Die Not im deutschen Vaterland ist doch recht groß. Wieviel Arbeitslose sind mir schon begegnet; wieviel Bettler kommen täglich, oft Männer im besten Alter. Es ist ja im Verhältnis zur Vorkriegszeit alles dreimal so teiter. So offenbart sich Gottes Gericht über die Völker in dieser furchtbaren Zeit der Not. Ob die Mächtiger der Erde sie hören? Ob wir uns in letzter Stunde für Jesus Christus entscheiden? Heute wohnte ich einer Sitzung auf dem Jugendgericht bei. Hier ein Bursche, der Hufeisen stahl, um sich bei einem Fußballclub einzukaufen. Dort einer, der 17 Jahre alt Fahrräder stiehlt und sie wieder verkauft. Zum Schluss ein 16jähriges Mädchen, das ihrer Pflegemutter nicht mehr gehorchen will und sich mit „ihm“ verlobt hat. Viel Tränen und Undankbarkeit miterlebt. Und vor dem Gerichtsgebäude stehen die arbeitslosen, verbitterten Massen mit finstrem Gesicht, bereit loszuschlagen, wenn die Stunde des Bolschewismus naht. Auf der Treppe fragt mich ein Herr: Wo melde ich den Kirchenaustritt an? Ironie des Schicksals! Und ich gehe durch die Straßen dieser Arbeiterstadt Spandau, kann die Frage nicht los werden: Müßte es so weit kommen, ihr Gewaltigen der Erde, ihr Männer der Wirtschaft und Politik, ihr, die ihr euch losgelöst habt vom Evangelium: Wir wollen nicht eure Steuer, nicht euer Geld, nein, wir möchten eure Seele gewinnen, ihr Heimatlosen. Hört es, ihr lieben Freunde in Brasilien. Stockholm ist Offenbarung Gottes in der Geschichte auch unseres Volkes: Und das Lichtschein in der Finsternis.

Bücherschau der Schriftleitung.

Der Kalender für die deutschen evangelischen Gemeinden in Brasilien ist erschienen. Außer guten Auffässen und Erzählungen bringt er allerlei Nützliches für jedermann. Er will die deutsche evangelische Sache in Brasilien fördern helfen und sollte deshalb in keinem deutsch-evangelischen Hause fehlen. Klä-

rer Druck und eine gefällige Ausstattung zeichnen diesen Kalender aus. Preis 1\$200. —

Der Roter mund-Kalender ist ebenfalls wieder zu haben. Der reiche Inhalt wird die alten Freude dieses Kalenders erfreuen und ihm viele neue erwerben. Für wenig Geld hat man hier eine derbe Handvoll guten Lesestoff. Preis 1\$200.

Die unierte evangelische Kirche in Posen-Westpreußen unter der polnischen Gewalt herrschaft. Von Pfr. L. Müller, früher in Schönsee bei Thorn. Verlag der Gustav-Adolf-Stiftung, Leipzig. Dieses Heft enthält eine mit zudendem Herzen geschriebene Leidensgeschichte der unter polnische Herrschaft geratenen deutsch-evangelischen Gemeinden. Mit lobenswerter Sachlichkeit und Gründlichkeit zeigt uns der Verfasser in einer Reihe von Tatsachen und Bildern das Ringen einer evangelischen Kirche um Glaube, Heimat und Volkstums, zeigt uns auch in leidenschaftloser Darstellung die Vernichtungspolitik der Polen gegen das Eigenleben der evangelischen Kirche, den deutsch-evangelischen Pfarrerstand, gegen die deutsch-evangelische Schule. Jeder, der einen Einblick in die unduldsame polnische Volksseele, wie in die Geistesverfassung dieses neuen Staates tun will, sollte an dieser Schrift nicht vorüber gehen.

O.

Schiebertanz!

Was mag der „Schiebertanz“ eigentlich für ein Tanz sein? So hatte ich mich öfter gefragt, besonders noch als ich hörte: Dieser und jener sonst doch angesehene Mann hat aus seinem Verein austreten müssen wegen „Schiebertanz“! oder: „Der Schiebertanz ist in unserem Gesangverein verboten“. Was mag es also nur für eine Bewandtnis mit dem „Schiebertanz“ haben, wenn Kolonisten ihn zum Teil so einschätzen?

Da hatte ich nun nach einem wundervollen Konzert von Resi Gibon Gelegenheit, den berüchtigten Schiebertanz kennen zu lernen. Das Konzert war beendet, noch lag eine gewisse weihvolle Stimmung auf den Gesichtern, da wurden schon von hilfsbereiten Händen Bänke und Stühle zusammen gerückt und von der Höhe erhob erlangt läufige Tanzmusik. Ein Paar nach dem andern trat zur Tanz an, und es dauerte nicht allzulange, — nachdem eine gewisse Scheu im ersten Tanz überwunden war, — da wußte ich nur allzu genau, was Schiebertanz war. — Väter und Mütter, die ihr junge Töchter und Söhne habt und die ihr noch das 6. Gebot kennt und halten wollt, habt einmal den Mut, — denn Mut gehört für einen anständigen Menschen dazu, — und seht sochem „Schiebertanz“ nur eine Weile zu: Mit einigen wenigen Ausnahmen „schiebt“ alles und macht mehr oder weniger die gewissen Bewegungen, die den „Schiebertanz“ zum „Schiebertanz“ machen, mit, bei deren Anblick jeder anständigen Frau und jedem unständigen Mann die Schamröte ins Gesicht steigen müßte. Junge Kinder, kaum eingezogen, probieren, und man kann es ihnen ansehen: sie schämen sich noch, aber Vater und Mutter haben sie mitgenommen, tanzen selbst wohl mit, und das nächste Mal wird es auch mit ihnen schon besser gehen, bis sie es zu der bewunderten Fertigkeit jenes jungen Dinges gebracht haben, die wie eine Berrückte durch den Saal schiebt in einem tiefausgeschnittenen Kleid mit Goldfritter übersät, das Gesicht von Puder und Schminke entstellt, — Männer und Frauen, die Liebe und Treue im Ehestande gefunden haben, sollten es nie fertig bekommen, sich in diesem schamlosen, jedem Anstande höhnischprechenden Tanz zu drehen! Väter und Mütter verdienen nicht mehr diesen Namen, wenn sie erlauben, daß ihre heranwachsenden Kinder mit dem Schiebertanz in die Gemeinheit hineinzutanzen!

Die Gewohnheit stumpft den Menschen leider bald gegen vieles ab, und dankbar wäre ich, wenn durch diese Zeilen mancher Ehemann, manche Ehefrau, mancher Vater, manche Mutter, die auch schon anfangen, stumpf gegen die Schamlosigkeit des Schiebertanzes zu werden, mit aller Kraft und Energie gegen dieses „Vaster“ kämpfen möchten, das nun auch schon auf dem besten Wege ist, unsere Kolonien zu verseuchen. —

Von einer Christenboten-Leserin.

Nachbemerkung der Schriftleitung. Wir können die Erregung unserer lieben Christenboten-Leserin über diesen kulturschändlerischen Tanz nur zu sehr begreifen. Es ist tatsächlich verwunderlich, daß gerade manche bessere Frau oder Tochter, — die sich als solche fühlt und sonst durchaus auch als „Dame“ auftritte — sich auf dem Tanzboden plötzlich als „Schieberjule“ entpuppt. Goethe läßt in seinem „Tasso“ dem

Held des Stüdes durch den Mund der Prinzessin Leonore folgende Belehrung zuteil werden:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
so frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
dah̄ alles wohl sich zieme was geschieht.
Die Schuldlichkeit umgibt mit einer Mauer
das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Dieses schöne Dichterwort zu beherzigen, tut unserer Zeit besonders not. Gerade an den Frauen deutschen Blutes sind wir noch gewöhnt, einen zarten Sinn für alles Züchtige und Wohlstandige zu finden. Und der Widerstand der unverdorbenen, „einfachen Leute“ gegen diesen Tanz zeigt uns auch, daß dieser Sinn, Gott sei Dank, bei uns noch nicht ganz verloren gegangen ist. Das gibt uns Hoffnung. Freude können wir haben, — aber nicht an Gemeinheit; Vergnügen können wir suchen, — aber nicht in Zuchtlosigkeit; Geselligkeit sollen wir pflegen, — aber nicht in Geilheit. Das gilt für beide, für das männliche und weibliche Geschlecht, das gilt für überall, — auch für den Tanzboden.

Ans unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Gründung der evangelischen Kirchengemeinde Neu-Breslau. Protokoll der Versammlung am 26. Juli 1925. Zahl der Anwesenden: 29.

1. Indem die Versammlung ihre Dankbarkeit zum Ausdruck bringt für das, was ihr die bisherige Zugehörigkeit zur Gemeinde in Hammonia gegeben hat, und indem sie noch insonderheit diese Dankbarkeit bezeugt für die Hilfe, die der Hauptvorstand bei den das neue Pfarramt betreffenden Verhandlungen geleistet hat, löst der bisherige Sprengel Krauel-Indios im Einverständnis mit der bisherigen Gemeinde die Verbindung mit derselben und macht sich als eigene Gemeinde selbstständig. Diese Gründung der Gemeinde tritt mit dem 1. Januar 1926 in Kraft. Die Ausarbeitung der Statuten und die Registrierung der Gemeinde soll im nächsten Jahre geschehen. Vorstand der Gemeinde ist der bisherige Sprengelvorstand: Heinrich Fürbringer als Vorsitzender, Otto Müller als Kassierer, Lehrer Strojisch als Schriftführer.

2. Versammlung stellt bei dem bisherigen Hauptvorstande den Antrag, die Gründung eines Kirchenbundes Hansa zwischen den Gemeinden Hammonia, Neu-Breslau und Neu-Bremen zu bewirken zur Förderung und Hebung des kirchlichen Lebens.

3. Die Versammlung beantragt die Aufnahme in den Deutschen evangelischen Gemeindeverband von Santa Catharina, ebenso den Anschluß an die preußische Landeskirche (Evangelischer Oberkirchenrat).

4. Die Versammlung ersucht den Evangelischen Oberkirchenrat um Zuweisung eines Geistlichen zum 1. Januar 1926. — Bezüglich der Reisekosten hofft sie, daß das Gesuch des Hauptvorstandes an die Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft um Bewirkung von Freifahrt für den Pfarrer und seine Familie bewilligt werde. Inbezug auf die Zugungskosten von Rio de Janeiro bis Station Hansa bittet sie, Evangelischer Oberkirchenrat wolle doch freundlichst dieselben decken, von der Station Hansa bis Neu-Breslau wird die Gemeinde den Zugang besorgen.

5. Den Bau des Pfarrhauses hofft die Gemeinde bis zum 1. April 1926 fertig zu haben. Herr Rudolf Müller erklärt sich bereit, dem Pfarrer und seiner Familie entsprechende Räumlichkeiten in dem von Herrn Pastor a. D. Lange erbauten Hause bis dahin zur Verfügung zu stellen.

Pfarrer Grimm berichtet über die Verhandlungen bezüglich des Gehaltes für die Geistlichen auf der letzten Gemeindeverbandstagung. Daraufhin erkennt die Versammlung gern an, daß ein Gehalt von 6000 Milreis für den Geistlichen das angemessene ist. Die Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft hat auf Antrag des Hauptvorstandes eine Beihilfe zum Pfarrgehalt von 2000 Milreis jährlich auf drei Jahre zugesagt. Unsere Gemeinde hat jetzt gegen 200 Mitglieder. Bei den vielen in den letzten drei Jahren zugezogenen Neudeutschen hoffen wir bald auf eine starke Zunahme. Andererseits stehen auch unsere jetzigen Gemeindemitglieder zum Teil noch bei der Einrichtung ihrer Wirtschaft, sodass ihnen alle Abgaben noch sehr schwer werden; hinzukommt noch die Pfarrhausbaulast, die

auch sehr stark drücken wird. Die Gemeinde beschließt, 3000 Milreis (Dreitausend Milreis) von sich aus zum Pfarrgehalt aufzubringen; bittet aber die hochwürdige Behörde fürs erste noch die restlichen 1000 Milreis dem Geistlichen, wenn irgend möglich, von drüben zu zahlen.

Herr Eberspächer, der Vorsitzende der Gemeinde Hammonia, übergibt dem Vorsitzenden der neuen Gemeinde, Herrn Fürbringer, die neue Gemeinde und wünscht der neuen Gemeinde Segen und Erfolg zum Heil der Mitglieder und zur Ehre Gottes. Herr Fürbringer übernimmt mit Ausdruck des Dankes den Gemeindevorsitz.

Es folgen 28 Unterschriften.

So ist nun der große Schritt getan! Die evangelische Kirchengemeinde Hammonia kann sich einer Tochtergemeinde freuen! Und die Mutter ist nicht mißgünstig gegen die Tochter gewesen; die Tochter hat sich nicht die Selbständigkeit erkämpfen und erzanken müssen; sondern die Mutter hat sie auszustatten gesucht und ihr das eigene Wirtschaften erleichtert. Heimatinstanzen, freundliche Herzen in Blumenau und Rio haben auf Bitten der Mutter geholfen! Einzelne Gemeindemitglieder von Neu-Breslau haben sich für den Pfarrhausbau besonders belastet; die Herren Friedrich Dorow und Hugo Becker haben ein schönes Stück Land unentgeltlich, ein anderes Stück gegen geringeres Entgelt hergegeben — wahrlich, es ist eine Gemeindegründung, wie sie sein soll.

Timbó. Beanstandet wurde in Nr. 9. des Evang.-luth. Gemeindeblattes der lutherischen Synode eine Aeußerung in der Mai/Juni-Nummer des „Ansiedlers“ — Zeitschrift der Evang. Gesellschaft — über den Weggang der Gemeinde Carijós von Timbó. Der „Ansiedler“ schreibt, höchstwahrscheinlich auf Grund der Ausführungen in der Februarnummer des „Christenboten“: „Im Pfarrbezirk Timbó hat sich die Gemeinde Carijós, da sie die von ihr geforderten Pflichten ablehnte, abgetrennt und sich dem lutherischen Pfarrbezirk Indayal angeschlossen“. Das Evang.-luth. Gemeindeblatt bemerkt hierzu: „Das darf jedenfalls nicht so verstanden werden, als ob die im übrigen ganz unabhängig stehende Gemeinde Carijós sich deshalb zu Indayal angeschlossen hätte, um geringere Beiträge zu bezahlen. Sie hat im Gegenteil, wie gelegentlich der Synodaltagung in Curitiba festgestellt wurde, jetzt in dieser Hinsicht wesentlich mehr zu leisten als vorher“. Dann folgt eine längere Erklärung des Herrn Oskar Kreißig von der Carijoser Gemeinde. Für uns war die Sache nun längst erledigt. Wir bedauern, daß sie aufs neue angeschnitten worden ist. Zur Richtigstellung sei aber folgendes erwidert:

Tatsache ist, daß wir Carijós, nachdem ein fester Anschluß an Timbó in der Versammlung am 9. Oktober 1924 abgelehnt wurde, in derselben Versammlung folgende Bedingungen schriftlich vorlegten: Carijós behält seine Selbständigkeit, verpflichtet sich aber: 1. jedes Jahr seine Mitglieder namentlich anzugeben, 2. denselben Beitrag zu zahlen, der in Timbó jedes Jahr in der Generalversammlung beschlossen wird. In der genannten Versammlung wurde aber über die gestellten Bedingungen nicht mehr abgestimmt, sondern man sagte uns, daß eine neue Versammlung einberufen werden müsse. Am 2. November wurden nun auch diese genannten Bedingungen abgelehnt. Grund: Gefährdung der Selbständigkeit als Pauschalgemeinde, wie Herr Kreißig sagt. So ging man zur lutherischen Gemeinde Indayal. Dort verlangte man Angabe der Mitglieder. Was man uns verweigert hatte, dort erfüllte man es bereitwillig. Eine Erscheinung, die, wer die Kirchengeschichte in den heutigen Verhältnissen kennt, nicht befremdlich findet wird. Ferner besteht die Tatsache, daß Carijós jetzt mehr an Beitrag aufbringt als früher, aber immer noch billiger weggekommen ist, als bei Annahme der von uns gestellten Bedingungen. Also letzten Endes doch ein finanzieller Vorteil. —

Was ist aber das Fazit aus der ganzen Angelegenheit? — Jeder überlegende Mensch wird unsere gestellten Bedingungen, nachdem Carijós so lange Zeit zu Timbó gehörte und vor manchem unserer eigenen Sprengel bevorzugt war, für recht und billig halten. Es kann nicht immer beim alten bleiben; auch in Gemeindeverhältnissen muß es in dieser Hinsicht einen Fortschritt geben. Carijós konnte sich den gerechten Bedingungen entziehen, weil die Evang.-luth. Gemeinde Indayal, die hand zur Aufnahme bot, ohne sich weder mündlich noch schriftlich mit der Pfarrgemeinde Timbó zu verständigen.

Die Pfarrstelle der dem Evang. Oberkirchenrat angehörenden evangelischen Gemeinde Hansa-Humboldt (Munizip Joinville) soll im Januar 1926 endgültig besetzt werden. Etwaige Bewerber wolle sich zwecks näherer Information mit dem unterzeichneten Vorsitzenden in Verbindung setzen. Pfarrer Lötz.

Aus aller Welt.

Deutschland. Wie mag jetzt eigentlich die wirtschaftliche Lage in Deutschland sein? Zu dieser Frage entwirft uns Pastor Dedeck im „Deutschen Ansiedler“ ein anschauliches Bild. Da schreibt er u. a. ungefähr folgendes: „Deutschlands wirtschaftliche Kräfte sind durch Verluste an Menschen, an landwirtschaftlichen Ueberschussgebieten, industriellen Rohstoff- und Absatzgebieten, an Schiffsräum, an deutschem Inlands- und Auslandsvermögen im Durchschnitt auf 70 Prozent der Vorriegszeit heruntergedrückt. Die Bevölkerungsdichte im heutigen Reichsgebiet beträgt auf den Quadratkilometer 132 Menschen, gegen 123 im wohlhabenden Deutschland vor dem Kriege. Für diese dichtere Bevölkerung aber ist der Nahrungsmittelraum erheblich verengt, etwa um ein Viertel, und die Lebensmittelimport ist um 25 Prozent, oder den vierten Teil, zurückgegangen. Die Sparkassen- und Bankguthaben betrugen 1914 rund 20 Milliarden, heute sind es nur noch 5 Milliarden. Vor dem Kriege hatten wir an Steuern im ganzen 4,8 Milliarden Mark aufzubringen; 1924 musste das verarmte Volk 11 Milliarden aufzubringen. Die deutsche Wirtschaft benötigt, um Staat und Volk zu erhalten und zu ernähren und dabei noch die Reparationsverpflichtungen zahlen zu können, eine Ausfuhr im Werte von 14 Milliarden Goldmark. Unsere Ausfuhr betrug aber 1924 nur 5,1 Milliarden, also nur ein Drittel des Ausfuhrolls. Im Jahre 1913 haben wir 6,8 Milliarden Ausfuhr an Fertigwaren gehabt, 1924 nur 4 Milliarden, mithin etwas mehr als die Hälfte von früher. Und das darum, weil die Produktionskosten überlastet sind, die Ware so für das Ausland zu teuer wird. Von der Ausfuhr an Fertigwaren aber ist Lebenshaltung und Schicksal des deutschen Volkes ausschlaggebend abhängig. Die Arbeitslosigkeit droht immer ernster; daß sie heute noch nicht größer ist, beruht darauf, daß sie durch Schuldenaufnahme künstlich verdeckt wird. Die Kosten der Lebenshaltung sind gegen 1914 auf 149 Prozent gestiegen. Was aber wird erst werden, wenn die Dawesbelastungen sich nach Ende des Moratoriums völlig auswirken? Wir müssen mit schwersten Wirtschaftskämpfen und Krisen rechnen. Es geht um das Schicksal von Staat und Volk.“

Machen wir uns das einmal alltäglich klar: Wenn man früher in Deutschland drei Mal lachen konnte, weil die Verhältnisse demnach waren, so kann man heute nur weinen. So ist die wirtschaftliche Lage Deutschlands.

Nachrichten zufolge hat man zwischen der Elbe und der Ems große Eisenlager entdeckt, die so reich an Eisenerz sein sollen, wie die im Elsaß an Frankreich verloren gegangenen Eisenlager. Erfreulich wäre es, wenn sich diese Nachricht bestätigen würde.

Man ist daran, zwischen Berlin und Tokio (der Hauptstadt von Japan) einen Luftverkehr einzurichten. Die Strecke, die zwischen den beiden Orten etwa 10 000 Km. lang ist, und über Russland, Sibirien und Nord-China führt, hofft man in 6 bis 7 Tagen zurückzulegen. Unterwegs sollen etwa 20 Stationen angeflogen werden. Der Luftverkehr in Deutschland hat in der letzten Zeit um das fünffache zugenommen.

In Wien fand unlängst ein großer Zionistenkongress statt, der von Rechts mit Drohungen und Feindschaft, von Links mit Willkommen begrüßt wurde. An Täterschaften auf offener Straße fehlte es nicht. Auf dieser Konferenz nun machte der Schöpfer der jüdischen Legion, Jabotinski, über die Lage der Juden in Palästina und die Ziele der zionistischen Bewegung bemerkenswerte Ausführungen. Als Endzweck des Zionismus bezeichnete er die Schaffung einer jüdischen Mehrheit in Palästina. Heute leben dort über 700 000 Nichtjuden. Im Laufe einer Generation wird dieser Teil der Bevölkerung über eine Million Seelen betragen. Um die Mehrheit zu erhalten, müssen sich binnen 25 Jahren eine Million Juden im Lande ansiedeln, d. h. 40 000 in jedem Jahr. Bei freiem Kauf und Verkauf des Bodens sei die Frage einer großen Landteilung aber in Anbetracht der hohen Landpreise unmöglich. Daher müsse der Boden vom Staat enteignet werden. So, so! Also dahin geht es hinaus: Die heutigen Bewohner, die seit

Jahrhunderten den Boden Palästinas bebauen, sollen von Staatswegen vertrieben werden, damit sich die Juden ins warme Nest setzen können!

Polen hat 17 000 Deutsche aus den ehemals deutschen Gebietsteilen kurzerhand über die Grenze gebracht. Der Grund hierzu war der, daß diese es nicht vermochten, die polnische Staatsangehörigkeit nachzusuchen und somit Polen zu werden. Mit Recht hat dieser Barbarismus in der vernünftig denkenden Welt großen Unwillen hervorgerufen. Auf der kirchlichen Weltkonferenz in Stockholm verurteilte der Amerikaner D. Macfarland mit grohem Ernst diese überaus hart und verbitternde Maßregel der Ausweisung und brachte eine Entschließung ein, die sich gegen diesen und ähnliche Fälle richtet. Der polnische General-Superintendent Bursche leugnete nicht die Härte dieser Maßnahmen, meinte aber, so schlimm wie die Austreibung der Griechen aus Kleinasien wäre sie noch lange nicht. Dem gegenüber erklärte unter großem Beifall der Schweizer, Pastor Roger Bornand, daß durchaus kein Unterschied zwischen diesen beiden gleich großen Ungeheuerlichkeiten bestehe. Auch die polnische Regierung hat durch mehrere Erklärungen den schlechten Eindruck ihrer Untat zu verwischen gesucht, als sie merkte, daß andere diesen Vorfall mit klaren Augen betrachteten und nicht durch die trüne polnische Brille. Die deutsche Regierung hat für die vorläufige Versorgung der ausgewiesenen 5 Millionen Reichsmark bereit gestellt.

China befindet sich noch immer in Gärung. Allerdings scheinen die Parteikämpfe abzuflauen und es ist so, als wolle sich eine neue innere Ordnung anbahnen. Dagegen besteht die Feindseligkeit der Chinesen gegen die Fremden weiter, hat sich wohl gar noch verschärft. Englische und japanische Waren werden nicht gekauft; in den fremdländischen Unternehmungen streiten die chinesischen Arbeiter und Angestellten. Im englischen Bergwerk bei Nanking wurden vier Chinesen in gewissenloser Weise von Engländern erschossen, was den Fremdenhass natürlich nur noch mehr erregen muß. Nur möchten Japan, England und andere Mächte die Vorgänge in China getan vor ihren Richterstuhl bringen, um so den Chinesen alle Schuld an diesem Unheil aufzubürden. Aber China verbittet sich jede fremde Einmischung; es will endlich einmal Herr im eignen Hause sein. Sehr erfreulich ist die Drahtmeldung an das Auswärtige Amt in Berlin, daß alle Deutschen in China wohlbehalten sind, ja sich sogar einer großen Beliebtheit erfreuen. Ungefährdet können sie sich frei bewegen. Erscheinen sie an einem sonst unsicheren Ort, dann werden sie zuerst verwundert angestaunt. Sind sie aber an ihrer Armbinde mit der Aufschrift „Deutscher“ als solche erkannt, dann bekommen sie meist die Erklärung zu hören: „Ja, mit euch Deutschen sind wir gut Freund, aber mit den Engländern und Japanern hinein ins Wasser!“ Diesen Zug genießen nur noch die Russen.

Wie sehr die Vorgänge in China dort die Verhältnisse verwirrt haben, kann man auch daraus ersehen, daß in dieser Zeit die älteste Zeitung der Welt, „Peking-Bao“ eingegangen ist. Sie war im Jahre 400 von Su-Kung gegründet worden, der auch als der Erfinder der gegossenen Druckbuchstaben aus Blei und Silber gilt. Die ersten Nummern bestanden aus sechs Seiten auf Seide gedruckt. Seit 1800 wurde sie täglich herausgegeben. Die Schriftleiter zeichneten sich immer durch ihre Gesinnungsfreiheit aus. Darum wurde die Herausgabe dieses Blattes verschiedentlich von der Regierung zeitweilig untersagt. Um das Jahr 1200 wurde ein Schriftleiter enthauptet, weil er dafür eintrat, daß man gewisse Sitten der Europäer einführe. Es ist schade, daß diese erste Zeitung der Welt im Alter von 1525 Jahren jetzt ihr Ende finden mußte.

Amerika hat am 30. Juni seine Jahresrechnung abgeschlossen und dabei die glückliche Entdeckung gemacht, daß das Schatzamt in Washington einen Überschuß von 250 Millionen Dollar besitzt. Präsident Coolidge tritt nun für eine allgemeine Herabsetzung der Steuern ein. Es ist wahr: Amerika kann seinen Bürgern noch Freude machen. Außerdem haben sich in dieser Zeit die Kriegsschuldner in Washington zum Besuch angemeldet, um über die Rückzahlungen zu verhandeln. Lettland eröffnete diesen Pilgerzug. Nun folgen Italien, Frankreich und die andern. In diesen Tagen war der französische Finanzminister Caillaux hinüber, um dort günstige Zahlungsbedingungen herauszuschlagen. Ihm ist es gelungen, den englischen Minister Chamberlain zu übertölpeln, nun will er es auch in Amerika versuchen. Doch dort hat man immer wieder verkündet: In Geldsachen kennen wir keine Freundschaft. Lächelnde Gesichter können uns nicht röhren, wir wollen nur unser Geld!

Marokko. Obwohl der französische Kriegsminister sich brüstete, bis Oktober Abd-el-Krim bezwungen zu haben, ist doch bis heute noch kein entscheidender Schlag gegen denselben geführt worden. Der angekündigte, große, gemeinsame spanisch-französische Angriff hat die Marokkaner nicht zum Tode erschreckt. Durch geschickte Rückzüge und Veränderung der Angriffspunkte hat Abd-el-Krim die wohl ausstudierten Pläne seiner Gegner zunichte gemacht. Natürlich rühmen sich die Franzosen trotzdem großer Siege. Das liegt ihnen so im Blute. Wo sich die Marokkaner zurückzogen, da haben die Franzosen die Dörfer der schuhlosen Einwohner niedergebrannt und der Bevölkerung unerhört schwere Kriegsteuern ausgepreßt, und sie in jeder erdenklichen Weise schikaniert. Das liegt ja den Franzosen so im Blute. (Vergleiche dazu nur das Verhalten der Besatzungstruppen am Rhein.) Als sich die Nissibabylon eines Dorfes zum mohammedanischen Gottesdienst versammelt hatten, wurden sie plötzlich von Franzosen überfallen und niedergemacht. Frankreich feierte aber diese seige Tat als einen glänzenden Sieg seiner Waffen. Auch das liegt den Franzosen so im Blute. (Vergleiche nur die frechen Gottesdienststörungen der Besatzungstruppen am Rhein.) Nach den letzten Nachrichten hat man Abd-el-Krim unter nicht ganz ungünstigen Bedingungen Frieden angeboten. Doch dieser scheint dem Frieden, das ist, den französischen Versprechungen, nicht zu trauen und kämpft weiter. Abd-el-Krim unterschätzt durchaus nicht die Gefahr, die ihm droht. In einem Aufruf fordert er die Mohammedaner Nordafrikas zum Freiheitskampfe auf und zur Bildung eines großen, unabhängigen Staates. Wenn seine Stimme scheinbar ungehört verhallt, dann liegt das wohl daran, daß den andern mohammedanischen Völkern Nordafrikas die Umstände zur Erhebung nicht so günstig sind wie bei den Nissibabylonen. Dennoch steht außer Zweifel, daß auf Kleinasien, in

Syrien, der Aufstand der Drusen in Verbindung mit den Vorgängen in Marokko gebracht werden muß. Gerade als dort 5000 Mann zum Kampf gegen die Riffleute eingeschifft werden sollten, brach im Innern des Landes der Aufstand aus. Gleich anfangs verloren dabei die Franzosen 800 Mann. Erst versuchte es die französische Regierung, diesen Aufstand und ihre Verluste dem Volke zu verheimlichen. Doch durch englische Zeitungen kam diese Hiobsbotschaft bald nach Frankreich und erschreckte das Volk nun um so mehr. Da hatte die Regierung einen schweren Stand. Im Parlament mussten sich die Minister mancherlei Vorwürfe und Grobheiten anhören. Der Kampf geht auch dort weiter. Französische Flugzeuge und Panzerautos sind den Drusen in die Hände gefallen. In letzter Zeit haben die Franzosen weitere 2000 Mann eingebüßt. Ihre Kolonialtruppen erweisen sich als unsicher. Oft gehen ganze Abteilungen zu den Aufständischen über. — Nicht sehr weit von Syrien, in der Umgebung von

Smyrna, in Kleinasien, hat ein stärkeres Erdbeben stattgefunden, das eine ganze Ortschaft völlig zerstörte. Wieviel Menschen dabei umgekommen sind, ist nicht bekannt geworden.

England hat wieder einmal einen großen Bergarbeiterstreik durchmachen müssen. 300 000 Mann hatten die Arbeit niedergelegt. Um nicht durch die drohende Kohlemangel das ganze Wirtschaftsleben in Verwirrung zu bringen, entschloß sich die Regierung, den Bergwerksbesitzern wirksame Hilfsgelder zu zahlen. Mit andern Worten: Was die Arbeitgeber ihren Arbeitern an Lohn nicht geben wollten oder konnten, das zahlt jetzt die Regierung. Das ist ja sehr schön; aber damit hat die Regierung einen Fall geschaffen, aus dem ihr in der Zukunft viel Unannehmlichkeiten entspringen können. Denn folgerichtig müßte der Staat bei Streiks in andern Gewerben die Arbeitgeber ebenso unterstützen, wie diesmal die Minenbesitzer. Dass das nicht möglich ist, ist klar. An Forderungen an die Regierung wird es in solchen Fällen gewiß nicht fehlen. Dem Bergarbeiterstreik auf dem Fuße folgte ein Streik der Seeleute. Die Schiffe liegen in den Häfen und können nicht laden und nicht fahren. Auf den wichtigsten Linien hat man Matrosen der Kriegsmarine eingestellt, um so notdürftig den Verkehr aufrecht zu erhalten. Selbst bis in die australischen Häfen erstreckt sich dieser Streik und hat auch dort viele Schiffe still gelegt.



• Für den Sammler. •

Ein Besuch bei Kaiser Wilhelm im Hause Doorn.

Von Daniel Schäfer-Waldbröl.

Von Volksfreunden aus dem Ruhrgebiet wurde ich gelegentlich einer Evangelisation im Industriegebiet gefragt, ob ich bereit sei, mich in den Ostertagen an einer Reise nach Doorn zu beteiligen. Als ich auf meine unverbindliche Zusage eine direkte Einladung mit dem Schlussatz bekam: „Die Kaiserin wird sich besonders freuen, wenn Sie mitkommen“, wurde die Reise Wirklichkeit. Durch die persönliche Beziehung einiger Freunde zur Kaiserin wurde es also möglich, daß wir für drei Tage als Gäste des Kaisers nach Doorn reisten. Die Teilnehmer waren nur Leute aus dem Volk: ein Bergmann, ein Küster, eine Kriegerwitwe, ein Diakon, eine Lehrerin und andere. Es waren zum Teil Leute, die in der Kriegszeit und im Ruhrgebiet sehr viel durchgelitten hatten, und denen diese Reise, die ganz frei von jeder parteipolitischen Einstellung und Tendenz war, eine seelische Erquickung sein sollte. Wir persönlich sollte diese Reise vor allem Klarheit bringen über einige Fragen, die wie ein Alpdruck auf Millionen deutschen Herzen lasten. Darum war es wir ein Geschenk, daß ich mitreisen durfte, nicht als monarchistischer Kaiseranbeter und -Schwärmer, sondern als Deutscher, der gerne wissen wollte:

1. Warum der Kaiser nach Holland ging.
2. Warum der Kaiser wieder geheiratet hat.
3. Des Kaisers Stellung zum biblischen Christentum.

Nach langer Fahrt in standesgemäßer vierter Klasse kamen wir gegen Abend in Driebergen an, der letzten Station vor Doorn. Auf dem Bahnsteig begrüßte uns der Herausgeber der „Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande“ und der Hofrat des Kaisers. Wir fuhren dann in einem großen Personenauto durch die herrlichen Gärten und Parkanlagen etwa 20 Minuten bis Doorn. Doorn ist ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern. Ein Luftkurort mit vielen Fremden im Sommer, und seit den „Kaisertagen“ ein Anziehungsort für Fremde und Neugierige. Weil wir im kaiserlichen Hause wegen Platzmangels keine Aufnahme finden konnten, hatte man uns auf Kosten des Kaisers in einem ganz nahe am Hause Doorn gelegenen Hotel untergebracht. Die Verpflegung war so reichlich und gut, daß wir uns ganz als kaiserliche Gäste fühlten. In einem vertraulichen Beisammensein an diesem Abende erzählte uns der Hofrat mancherlei Schönes und Gutes aus dem kaiserlichen Hause und seinem persönlichen Leben und seiner inneren Stellung als Christ und seinem Familienleben. Aber das alles konnte uns innerlich nicht zu einem abgeschlossenen Urteil bringen, wir sollten selbst hören, sehen und erleben. Es wurde uns gleich mitgeteilt, daß der Kaiser sich als Guest in Holland verpflichtet habe, sich jeder politischen Tätigkeit und Beeinflussung zu enthalten, und wir demgemäß alle politischen Gespräche und Ansprachen an den Kaiser zu vermeiden hätten. Diese Anweisung ist auch unsererseits befolgt worden. An jenem ersten Abend ging ich noch mit eigenen Gedanken einsam um die Parkanlagen, die das Haus Doorn bergen, in dem der einsamste Mann der Erde wohnt, der Mann, dem eine verborgene Hand alles zerschlagen und alles genommen hat, der Mann, dessen Herz für sein Volk noch schlägt wie kaum eines Deutschen Herzen; der Mann, der in stillem Heimweh nach der Deutschen Heimat sich verzehrt, der Mann, dessen Kraftquelle einzige und allein der weltüberwindende Glaube an den ewigen lebendigen Gott ist, unter den er sich beugt. Dies Letztere bezeugten mir alle seine Angestellten, die über des Kaisers persönliches Christenleben etwas wissen konnten.

Der Ostermorgen brachte uns dann den ersten Empfang beim Kaiser und seiner Gemahlin. Am Torgebäude, in dem ein Teil seiner Beamten wohnt, nahm uns der Hofrat in Empfang. Dort grüßte uns der derzeitige Hofmarschall mit dem Wort: „Sie bringen uns die Sonne nach Doorn!“ und führte uns dem Eingang von Haus Doorn zu. Eben kam der Kaiser die Treppe herab, um uns zu grüßen. Es war für uns ein wehmütiger, unvergesslicher Augenblick, den Mann zu sehen, dem

einst Millionen zugejubelt, der auf schwindelnden Höhen von Ruhm und Glanz gestanden, um den die Welt uns einst befeindet — und nun ein Verbarvrier, Heimatloser. Ist er alt geworden? geknickt, gebrochen? Der graue Spitzbart lässt ihn verändert scheinen, aber siehe, das alte Feuer blickt noch im Auge, elastisch ist sein Gang, lebhaft seine Bewegungen, gehoben seine Stimme; so grüßte er uns: „Guten Morgen, deutsche Landsleute!“ Dann begrüßte er jeden einzelnen mit Händedruck, sprach mit jedem einige Minuten, fragend nach Beruf, Heimat, Wohlergehen, so natürlich, einfach freundlich, scherzend wie ein alter Bekannter.

Die Einzelheiten dieser sehr interessanten Begrüßungsworte kann ich hier nicht weitergeben. Unterdessen kam die Kaiserin, auf deren Erscheinen wir sehr gespannt waren. Da kam sie die Treppe herunter, lächelnd, grüßend, in einfachem grünem Mantel, schlicht und doch voll Anmut; und man merkte es ihr an, wie sie sich freute, deutsche Heimatfreunde zu sehen. Sie sprach mit jedem und dankte für unser Kommen; sie ließ jedem Zeit zur Gegenrede; sie machte den Eindruck einer selenvollen, sonnigen, mütterlichen Frau, die gleich durch ihre feine, schlichte, herzvolle Art für sich gewonnen hatte. So dachten wir uns das Bild einer wahren Landesmutter. Aus allem, was ich dann persönlich mit ihr gesprochen habe, über meinen Dienst als Evangelist, wie sie dafür ein inneres Verstehen hatte, wie sie dankte für meine Schriften und mich bat, beim Abschied am letzten Tage, ich möchte ihr ab und zu einmal schreiben aus meiner Arbeit, habe ich den Eindruck, daß sie auf dem Boden des Evangeliums steht. Über das Familienleben des Kaisers werde ich weiter unten berichten.

Nach dieser Begrüßung ging es Punkt 9 Uhr zum Gottesdienst, den der Kaiser an den beiden Ostertagen, wie jeden Sonntag, selbst hielt und an dem wir auf seinen Wunsch teilnehmen sollten. Als Kapelle dient das geräumige Vestibül des Hauses, in das man aus den Nebenräumen die Stühle gesetzt hat. Vorne saß die Kaiserin mit ihren Kindern, dann kamen wir als Gäste und die Beamten des Hauses, dann das übrige Personal. Am Rednerpult stand der Kaiser im einfachen blauen Jackanzug und mit der großen Brille. Er begann mit einem Eingangsspruch, las dann die Liturgie mit dem Evangelium und der Epistel des Tages und sprach das Glaubensbekenntnis. Dann folgte eine kurze freie Ansprache, die mir von meinem Besuch in Doorn das Wertvollste war. Anknüpfend an den schönen Brauch der ersten Christengemeinde, die am ersten Ostermorgen sich grüßt mit dem Wort: „Der Herr ist auferstanden“ und die als Antwort im Chor bestätigt: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ — erzählte der Kaiser, wie schön es gewesen sei bei seinem Großvater, der diesen Brauch in seiner großen Familie jeden Ostermorgen geübt hatte. Wie er Kinder und Enkel versammelt und sie auf sein Wort: „Der Herr ist auferstanden!“ geantwortet haben: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Dann habe er in alter Weise jedem der Seinen einen Osterkuss gegeben. Dies erzählt der Kaiser jetzt mit Rührung: „Schade, daß wir diese Sitte in Deutschland nicht mehr haben“. Dann brachte er in seiner Ansprache ein persönliches Zeugnis: „Am Karfreitag ist Jesus Christus, der Sohn Gottes, dahingeboren worden zur Versöhnung der Welt, und am Ostermorgen hat Gott auf diese Erlösungstat das göttliche Siegel gedrückt durch die Auferstehung Jesu Christi“. So sagte der Kaiser wörtlich in dem Ton seiner Stimme und in der erhobenen Hand lag das Herzensegnis eines Mannes, dem dies Wort persönliches Eigentum geworden ist. Ich hätte allen deutschen Christen gegönnt, sie hätten an dem Morgen mit mir das Bekenntnis hören dürfen. Es war nicht gefürtzt, nicht berechnet, nicht gelernt, das war ein Zeugnis des Herzens. Dann las er uns eine kurze, schöne, biblisch-klares Predigt von D. Ludwig Schneller, dem Gründer und Leiter des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem. Der Kaiser las lächelnd, lebhaft, mit Betonung, die an wichtigen Stellen wie ein Selbstbekenntnis klang.

Nach dem Gottesdienst war wieder Begrüßung und Vertheilen von kleinen Geschenken der Kaiserin an die Gäste. Dann war es Mittag geworden. Wir verabschiedeten uns, um unter Führung einiger Herren einen kurzen Gang durch den Park des Hauses zu machen, den der Kaiser jetzt selbst pflegt und bebaut. Lachend und sehr freundlich rief er uns nach: „Kinder, seht euch den Park gut an, aber zerstreut mir meine Rätselräder nicht!“ Schöner konnte es ein Vater seinen Kindern nicht sagen.

Der Park von Doorn ist groß und schön, und doch für den Kaiser, der früher die Welt durchkreiste und Jagden liebte,

ein kleiner Garten; keine Jagden kennt er mehr, keine Pferde nennt er sein eigen, keine Reise macht er mehr. Aber diesen Garten pflegt er sorgfältig, und mit viel Liebe pflanzt er Blumen, Rosen und Strauchpflanzen. Im Winter und Herbst arbeitet er am Holz. Hohe Haufen von schön gearbeitetem Holz liegen dort, und wer als Guest dort ist, ehemalige Offiziere oder Freunde, die helfen ihm die Säge ziehen. Wenn er morgens um 9 Uhr nach einem kurzen Spaziergang zur Arbeit in den Park kommt, grüßt er seine Arbeiter mit einem Händedruck, steckt jedem persönlich die Zigarette oder Zigaretten an und geht mit ihnen an die Arbeit. Er ist dabei so freundlich und kameradschaftlich, daß manchem seiner Arbeiter oft das Auge feucht wurde.

Als wir durch den Park gingen, sahen wir von der andern Seite den Kaiser mit seiner Familie im Garten — „Osterfeier suchend und versteckend“. Ein kostliches Familienidyll! Ich hatte dann Gelegenheit, mit einer auf Besuch in Doorn weilenden mütterlichen Freundin der Kaiserin, einer gläubigen Baronin, über die Familienverhältnisse des Hauses zu sprechen. Es ist doch Tatsache, daß der Kaiser in Deutschland durch seine zweite Heirat besonders unter der deutschen Frauenwelt an Sympathie verloren hat. Aber die Allerwenigsten kennen die Zusammenhänge, und darum halte ich es für meine Pflicht, die Wahrheit weiterzugeben. Die frühere Kaiserin ist an Herz- und Heimweh gestorben. Sie hat mit und für ihren Mann gelitten. Aber sie hat durch ihre Sonne und ihr lichtes Frauengemüt dem Kaiser das furchtbare Weh tragen und erleichtern helfen. Der Kaiser, von allen verlassen, in der Fremde, unter dem Einfluß der steten holländischen Nebel, unter Gemütsdruck leidend, brauchte eine persönliche Hilfe, ein Sonnengemüt. Das wußte die sterbende Kaiserin, die ihn genau kannte. Da hat sie auf dem Sterbebett dem Kaiser das Versprechen abgenommen, baldigst wieder zu heiraten. Sie hat den Kronprinzen gebeten, mitzusorgen, „daß Vater wieder Sonne bekommt durch eine treuhergehende Gattin“. Und die Verbindung mit der jetzigen Kaiserin kam auf einem Wege, aus dem man Gottes Führung erkennt. Die Einzelheiten kann ich hier nicht mitteilen.

Die jetzige Kaiserin, eine geborene Prinzessin Reuß älterer Linie, eine verwitwete Prinzessin Johann Georg von Schönau-Carolath, ist bedeutend jünger und brachte fünf Kinder mit in die jetzige Ehe. Auf die Frage, ob sie sich *der* Wege Nar gewesen sei, hat sie einmal geantwortet: „Weder deutsche Kaiser, der schwereprüfte Mann, mir das Vertrauen entgegenbringt, daß ich sein furchtbares Schicksal, wenn nicht erleichtern, doch mittragen kann, so ist es als deutsche Frau einfach meine Pflicht, dem Ruf zu folgen.“ Auf die Frage, ob es ein Opfer für sie gewesen sei, in die Verbannung zu folgen, hat sie geantwortet: „Ja, es war ein Opfer, aber jetzt ist es keines mehr; denn ich habe den Kaiser von Herzen lieb.“ Und es war in den Tagen unser aller Eindruck, der Kaiser hat ein glückliches Familienleben und ein sonniges Heim mit der Kaiserin. Niemand hat hier ein Recht zu urteilen und zu kritisieren; das ist unchristlich und lieblos. In die Lage eines einsamen heimatlosen Mannes, der liebevollig und sonnendürstend in der Verbannung saß, von seinem Volk verlassen, sich hineindenken, das heißt: ihn verstehen.

Das kleinste der fünf Kinder ist die sechsjährige Henrietie, die holt sich der Kaiser jeden Morgen, nimmt sie auf den Arm, stellt sie vor sich auf einen Stuhl, hält und küßt sie, spielt mit ihr und geht mit ihr spazieren. Diese Kleine ist der kleine General in Haus Doorn.

Zu mir sagte die Kaiserin beim Abschied: „Sie ist unser kleiner Sonnenschein in allen schweren Stunden, die wir durchleben müssen. Wieviel Verleumdung, wieviel Lügengeschichten, wieviel falsche Berichte über Haus Doorn müssen die Einsamen über sich ergehen lassen.“

Dass die Kinder der ersten Mutter ein gutes Verhältnis zu der jetzigen Kaiserin haben, bestätigt die Tatsache, daß sie lebhaft dieselbe während eines Krankheitsaufenthaltes in Berlin alle besucht haben.

Der Osternachmittag vereinigte die Hausfamilie zu einem deutschen Kaffeetrinken. Der Kaiser und die Kaiserin ließen sich entschuldigen, die Kaiserin sei gesundheitlich noch nicht ganz auf der Höhe. Das war ein liebliches Bild; in bunter Reihe sahen wir alle die jungen Prinzen und Prinzessinnen zwischen den Gästen und den Angestellten; die Mädchen, der Chauffeur, der Gärtner, der Hofrat, der Hausarzt, der als Besuch weilende Admiral, die Baronin usw. Alle ohne Rang und Vorzug beieinander in fröhlichem, vertraulichem Bonvillenkreis. Es

ist dies unser unauslöschlicher Eindruck: in Doorn lebt man jenseits der Parteien und Kämpfe.

Am zweiten Ostermorgen begrüßte uns der Kaiser im Park und hielt uns eine unvergessliche Ansprache voll Herzöne. „Nur ein Volk, das wieder seinen Gott findet, ist unüberwindlich“. Wir müssen von einem oberflächlichen Christentum in die Tiefe“ „Es wird die Zeit kommen, da die Völker Europas, die sich jetzt bekämpfen, aufwachen, wenn die Gefahr für das Christentum kommt aus dem Osten.“ „Die Mission der Tat ist die größte Aufgabe des Christentums in Deutschland, jetzt in der Zeit des Unglaubens und der Not.“ — Dann ging's wieder zum Gottesdienst. Der Kaiser las uns eine Predigt von dem Hofprediger Döring über das Christentum und die völkische Frage. Man merkte beim Lesen, daß der Kaiser sich ganz zu diesem klaren Inhalt und der biblischen Behandlung und Auffassung dieser Frage bekannte. Das war uns Gästen ein Geschenk! Es ist nicht wahr, daß der Kaiser eingeschworen ist auf die religiöse Einstellung der Völkischen. Es ist nicht wahr, daß der Kaiser zum „Hakenkreuz als der kommenden Bewegung“ schwört. Es ist nicht wahr, daß der Kaiser eine neue Religion des Christentums schaffen will. Kam da eines Tages von Deutschland ein Trupp Wandervögel mit dem Hakenkreuz. Sie wollten den Kaiser sehen und glaubten sicher, der Kaiser würde sich für sie begeistern. Er ließ ihnen sagen, er würde sie am nächsten Morgen in der Andacht sehen. Der Kaiser hält jeden Morgen mit seiner ganzen Hausfamilie Andacht, da kommen freiwillig alle Angestellte. Er liest die Lösungen der Brüdergemeinde und betet und schließt mit dem Segen. Seine Leute sagten, wenn er etwas Besonderes zu sagen habe, dann nehme er die Brille ab, dann freuten sich schon alle, dann käme etwas aus seinem Herzen. Er hat die Gewohnheit, manche Antwort auf allerlei Fragen in der Andacht zu geben. Dann hat er jenen Hakenkreuzlern u. a. wortlich gesagt: „Das Kreuz von Golgatha steht als Mittelpunkt erhöht, zu ihm müssen alle Völker kommen und schauen als der größten Internationale. Wohl müssen wir nationale Arbeit tun, aber nicht glauben, daß eine Partei das schaffe; zur Wurzel müssen wir zurück, zum Kreuz. Nicht auf das Hakenkreuz — das erinnert uns an unsere Abstammung — kommt es an, sondern auf das Kreuz von Golgatha; haben wir Deutsche das wieder wahrhaft erfaßt und gewonnen, dann kommt alles andere von selbst.“

Der Kaiser steht auf dem klaren Standpunkt, daß das völkische Prinzip vom christlichen überragt wird und die christliche Frage die Zentralfrage ist. Er betont selbst im Lesen des Vortrages, daß Jesus weder als Jude noch als Arier für uns in Betracht käme, sondern als der Sohn Gottes. Das Judentum wird nicht durchs Hakenkreuz, sondern vom Kreuz auf Golgatha überwunden und gelöst.

Die Stellung des Kaisers zum Alten Testament ist die, daß er in Lehre, Predigt und Erziehung, in Schule und Haus den Unterschied zwischen der Geschichtslinie und der Offenbarungslinie im Alten Testament feststellen will. Er will, so versichert er, vor allem Christus und das Neue Testament mehr in den Vordergrund gestellt wissen. Auf Grund seiner etwas temperamentvoll ausgesprochenen Gedanken darüber hat niemand das Recht, das persönliche Glaubensleben dem Kaiser abzusprechen. Wenn gedenke in Fürbitte seiner und freue sich, daß dieser Mann in den Stürmen und Wogen, die bis an seine Seele gingen, den Glauben bewahrt hat.

Am letzten Nachmittag machten wir noch einen Ausflug nach Schloß Amerongen, wo der Kaiser zuerst 1½ Jahre zugebracht hat als Guest bei dem deutschfreundlichen Grafen Bentinck, dessen Vorfahren seit den Tagen des Großen Kurfürsten ein freundshaftliches Verhältnis mit den Hohenzollern hatten. Dort hörten wir, unter welchen Umständen der Kaiser nach Holland ging. Das bleibt stehen — er ist nicht freiwillig gegangen, sondern, unter dem Druck von Lügennachrichten aus der Heimat und von der Front beeinflußt, haben seine Freunde, vor allem ein Hindenburg, ihn dringend gebeten, nach Holland zu gehen, um einen sicheren Bürgerkrieg zu vermeiden. Es ist dann für den Kaiser der schwerste Schritt seines Lebens gewesen. Seine Ehre hat er zum Opfer gebracht, um seinem Volk das Blut zu sparen. Man sollte aushören, über diesen Schritt des Kaisers so leichtfertig zu urteilen.

In Amerongen hat der Kaiser seine schwersten Lebensstunden zugebracht. Da standen wir vor dem Schreibtisch, an dem er „seinen Verzicht als deutscher Kaiser unterschrieben hat. Dort unter jenem Baum hat er das „Diktat von Versailles“ zum erstenmal gelesen, bleich und ergriffen. Dort in jenem Zimmer haben sie jeden Morgen mit dem Grafen ihre Andacht

gehalten. Von seinem Zimmer konnte er durchs Fenster auf den Rhein sehen, der deutsche Grüße in deutschen Schiffen brachte. Wir sahen den Weg auf dem der Kaiser jeden Tag der Mauer entlang seinen Spaziergang gemacht, einen Weg, der im Längenmaß bis nach Moskau reicht in den 1½ Jahren. Wir sahen den Tisch, an dem er sein Buch geschrieben hat: „Gestalten und Erinnerungen“. Wir hörten Einzelzüge aus dem Lebensende der edlen heimgegangenen Kaiserin, der selbst die in Holland arbeitenden deutschen Sozialisten einen Krang auf das Grab legen ließen. Dem alten Grafen perlten die Tränen, als wir ihm dafür dankten, daß er dem deutschen Kaiser eine Heimat bereitet habe in dessen schwersten Stunden. „Ich habe es mit Freuden getan!“, antwortete er. „Ameringen“ wird uns eine liebe, wehmütige Erinnerung bleiben.

Am Dienstag nach Ostern schieden wir von Doorn. Viele Hände winkten zum Abschied. Mit einem Herzen voll tiefer, gewaltiger Eindrücke fuhren wir der Heimat zu. Reich geworden an inneren Werten, gefärt im Urteil über den Kaiser und sein Haus, froh und dankbar für das Erleben der Tage. Fern von aller Parteipolitik, auf einsamer Insel im Völkermeer lebte der große Einsame, darauf wartend, was Gott mit ihm und unserm Volke vorhat. Mir war es, als hätte er etwas von dem erlebt, was der Psalmist in der Demutsschule gelernt hat: „Ich danke dir, daß du mich treulich gedemütigt hast — deine Gnade müsse mein Trost sein.“

Es war nicht meine Aufgabe, kritisch und politisch gefärbt über den Kaiser zu schreiben. Ich habe in Vorstehendem ganz sachlich und wahr mein Erleben und meine Eindrücke wiedergegeben. Jedem bleibt sein persönliches Urteil über den Kaiser und sein Haus freigestellt. Das klarste Urteil wird allerdings der haben, der persönlich ihn gesehen, ihn gesprochen, ihn gehört, ihn besucht hat. Die Frucht meines Besuches in Doorn bleibt, die, daß ich für den Kaiser und sein Haus bete und ihn lieb behalte.

B. u. V.

Hirchennachrichten.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 15. Nov., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 22. Nov., Totensonntag mit Beichte und heil. Abendm. in Badenfurt.

Sonntag, 29. Nov., Totensonntag mit Beichte und heil. Abendm. Testo-Central.

Pfarrer Enders.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Gottesdienste 9 Uhr vorm. am 8., 15., 22. und 29. November in Brusque.

Die Kindergottesdienste werden in der Rundschau angezeigt werden.

Pfarrer Ratjoh.

Evangelische Gemeinde Hammoria.

Sonntag, 15. Nov., 9 Uhr vorm., Totenfeier in Neu-Bremen; 3 Uhr nachm., Totenfeier in Neu-Breslau.

Sonntag, 22. Nov., 9 Uhr vorm., Totenfeier in Oberer Rafael; 3 Uhr nachm., Totenfeier in Unterer Rafael.

Pastor Grimm.

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 15. Nov., Gottesd. mit Beicht und heil. Abendmahl in Itoupava-Rega.

Sonntag, 22. Nov., Totensonntagfeier mit Beichte und heil. Abendm. im 13. Mai.

Sonntag, 29. Nov., Gottesd. in Itoupava.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ossas.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 22. Nov., Gottesd. und heil. Abendm. in Pommerode.

Sonntag, 29. Nov., Gottesd. in Obere Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 15. Nov., Gottesd. in Rio Adda.

Sonntag, 22. Nov., Gottesd. in Cedro Alto.

Donnerstag, 26. Nov., 8 Uhr abends, Gedächtnis der Toten in Timbo.

Sonntag, 29. Nov., Gottesd. und heil. Abendm. in Obermulde.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Höhfeld.